

Gottes Erbe antreten

„Liebe deine Feinde“ – kann das im Alltag funktionieren? Es geht. Aber nur, wenn wir uns als Kinder Gottes begreifen.

Von Jakob Paula

So, jetzt schlafen, es ist 9:20 Uhr abds. Gut' Nacht, Ewiger, Heiliger Gott, (...) alle lb. Lebendigen und Toten nah u. fern! Segne auch, Höchster, meine Feinde!“ So lauten die letzten Sätze im Tagebuch des selbgesprochenen Priesters Karl Leisner, eingetragen am 25. Juli 1945 im Waldsanatorium Planegg bei München, wo er 19 Tage später im Alter von 30 Jahren starb. Vor drei Monaten wurde in Dachau des 75. Jahrestages seiner außergewöhnlichen Priesterweihe am 17. Dezember 1944 im dortigen Konzentrationslager gedacht. „Segne auch, Höchster, meine Feinde!“ Bedenkt man die Umstände und den biografischen Zusammenhang, in denen dieser Satz von einem Sterbenden niederge-

schrieben wurde, könnte man meinen, dass diese anrührende und konkrete Aktualisierung der Aufforderung Jesu zur Feindesliebe vor allem für besondere Menschen und in seltenen Situationen gilt.

Aber Jesus wendet sich in der Bergpredigt an alle, die ihm zuhören und nachfolgen: „Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Kinder des Vaters im Himmel werdet“ (Mt 5,44f.). Das scheint für viele zu weit zu gehen. Feindselige Menschen einigermaßen respektvoll und höflich zu behandeln, liegt vielleicht im Bereich des Möglichen. Sie zu tolerieren, solange sie nicht gefährlich werden, ist gerade noch vorstellbar. Aber sie zu lieben, und zwar genauso wie ich die liebe, die ich schätze und in deren Gegenwart ich mich wohlfühle, das geht zu weit! Doch gerade so meint es Jesus offenbar, wenn er hinzufügt, dass dieselbe Sonne über Bösen und Guten aufgeht und derselbe Regen auf Gerechte und Ungerechte herabregnet. Die Feinde

mit derselben Liebe lieben wie die Freunde?

Schon der Kirchenlehrer Hieronymus (4./5. Jh.) verweist auf eine ähnliche Überlegung: „Viele sagen, dass es für die Tugend ausreiche, seine Feinde nicht zu hassen; sie darüber hinaus auch noch zu lieben, sei für die menschliche Natur eine zu schwere Vorschrift.“ Lapidar erklärt er im Anschluss daran: „Man muss aber wissen, dass Christus nicht etwas Unmögliches vorschreibt, sondern Vollkommenes.“ Wenn man das liest, ist man geneigt zu resignieren. Hieronymus kann sich jedoch auf einen Satz berufen, der in der Bergpredigt von zentraler Bedeutung ist, da er den ersten Teil der Worte Jesu über den neuen Menschen im Reich Gottes abschließend zusammenfasst, um im weiteren Fortgang der Rede den Akzent auf den Vater zu legen: „Seid also vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist!“ (Mt 5,48)

Zunächst wirkt dieser Satz wie eine weitere, aufs Höchste ge- →